Düsseldorfer

Sonntagsblatt.

Beilage zum Düsseldorfer Volksblatt.

Nr. 51. Sonntag, 20. Dezember. Jahrgang 1903.

Ein alter Bekannter.

Von Hildebrand.

Nachdruck verboten Schluß.

II.

Wie hübsch es war.

„Johanna, es wird geschellt," rief eine weibliche Stimme.

„Ich höre es schon," rief Johanna.

Es war jedoch mehr als wahrscheinlich, daß Johanna nichts davon gehört hatte, da sie schrecklich viel Vergnügen mit dem Gartenarbeiter hatte, der sie mit Wasser bespritzte.

Herr Bruis hatte gerade lange genug bei dem Schmutzhaufen ausgeruht, um einen lieben Ueberraschungsplan zu entwerfen. Sobald Johanna ihm also öffnete und ihm mitgeteilt hatte, daß dies wirklich Feldsicht und in der Tat Dr. Deluw's Garten wäre, sagte er:

„Gut, liebes Mädchen! Zeige mir dann nur den Weg nach dem Gartenhause; ich bin ein alter Freund des Herrn Doktor, ich wollte ihn überraschen."

„Soll ich dann nicht erst sagen, daß Sie hier sind?" fragte Johanna.

„Nur ja nicht, Kind; gehe nur vor, willst Du?"

Der Garten war ein langer, schmaler Streifen an dem Wasser, an dessen Ufer Herr Bruis einige Augenblicke vorher ein wenig Atem geschöpft hatte, war überall mit Erdbeeren bepflanzt und hatte nur sehr schmale Spazierwege. In kurzen Zwischenräumen waren zahlreiche Aepfel- und Birnbäume gepflanzt.

Reval, die Hauptstadt von Esthland.

„Warmes Wetter heute, mein Herr!" sagte Johanna, als sie etwa hundert Schritte gegangen waren und sie Mitleid zu fühlen begann mit dem dicken Herrn, der schnaufend hinter ihr herging.

„Ja, Kind, schrecklich, schrecklich" sagte Bruis; „ist niemand im Garten?"

„Die Familie ist im Gartenhause," war die Antwort, „mit Ausnahme Fräulein Minchens, die da sitzt und liest."

Johanna und Herr Bruis kamen in diesem Augenblick an die Wasserseite, und wirklich saß da unter einer kleinen Trauercypresse die älteste Tochter seines Freundes Deluw auf einer grünen Gartenbank, mit Handschuhen an, einem Buche in der Hand, und einem Hündchen zu ihren Füßen; sich ärgernd, daß in der letzten Stunde niemand an der anderen Seite vorbeigegangen war, und daß niemand in den Schiffchen gesessen hatte.

Sie ließ ihr Haupt sehr feierlich auf ihre Brust fallen, als Herr Bruis sie grüßte; aber das Hündchen sprang auf und bellte wütend den nach Luft schnappenden Herrn an, der ihm gerne einen Hieb mit seinem Rohrstock gegeben hätte; doch er durfte es ja nicht, weil es ein Damenhündchen war und er seinen Freund gerade nicht mit einer Mordtat überraschen wollte.

Das seegrüne Gartenhäuschen zeigte sich nun. Es schien ziemlich geräumig zu sein, und hatte noch ein kleines Nebengemach, in dem ein Ofen, ein Schränkchen und verschiedenes Geschirr sich befand; alle diese Wunder erkannte Bruis schon aus der Entfernung. Einige Stufen führten in das Gartenhaus.

„Ich danke Dir, Mädchen!" sagte er zu Johanna, als er in der Nähe des Sommerhäuschens war, und langsam schlich er näher. Glücklicherweise waren die Vorhänge vor den Fenstern herabgelassen und war die Tür nicht mit Glasscheiben versehen. Herr Bruis konnte daher seinen Ueberraschungsplan sehr leicht ausführen. Welch' eine rührende Szene stellte er sich vor! Sein ganzes herzliches und freundschaftliches Gemüt war übervoll! Seit sechzehn Jahren hatte er seinen guten „schwarzen Daniel", wie Deluw auf der Universität genannt wurde, nicht mehr gesehen! Und wie würde er ihn finden? An der Seite einer liebenswürdigen Gattin, umringt von blühenden Kindern! Ja, mit grauem Haar anstatt schwarzem, aber mit demselben Herzen im Busen, offen für Freundschaft, Freude und Geselligkeit!

In der Freude, die dieser Gedanke in ihm erregte, bemerkte er nichts von dem lauten Geschrei, das aus dem Gartenhause kam.

Er schlich die Stufen hinauf und öffnete die Tür, mit den allerfreundlichsten Lächeln, das jemals auf dem glühenden Gesichte eines ermatteten dicken Mannes geruht hat.

Welch' ein Schauspiel!

Da war ein böser Junge von sechs Jahren, der gewaltig schrie und mit den Füßen stampfte; da war ein Vater, rot vor Zorn, der aufgestanden war, sich mit der einen Hand am Tische festhielt und mit der anderen furchtbar drohte; da war eine Mutter, blaß vor Angst, die den Jungen zu beruhigen suchte; da war ein großer Knabe von dreizehn Jahren mit einem bleichen Gesichte und matten Zügen, der mit den Ellenbogen auf dem Tische und einem Buche vor sich über den Auftritt heimtückisch lachte; da war noch ein kleines Mädchen von fünf Jahren, das sich an Mama's Kleid schreiend festklammerte. Es war Doktor Deluw, seine liebenswürdige Gattin und seine blühenden Sprößlinge.

„Ich will nicht", schrie der Junge, den Stuhl umstoßend, der am nächsten stand.

„Sofort!" schrie der Vater, heiser vor Wut, „oder ich vergreife mich an Dir, Taugenichts!"

„Beruhige Dich, Deluw," flehte die Mutter, „er wird schon gehen."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," sagte der Doktor, sich bemühend, seine Selbstbeherrschung wieder zu finden, „dieser Junge macht mich rasend. Ich werde Ihnen sofort Rede stehen"; und er packte den Burschen am Kragen.

„Ach, Gott; zerreiße seine Kleider nicht, Deluw!" schmeichelte die Mutter, „er geht ja schon."

„Laß mich nur machen." sagte der Doktor, und er schleifte den schnöden Sohn, der trotz des günstigen Urteils seiner Mutter über seinen Gehorsam, keinen Fuß rührte, aus dem Gartenhause in das Nebengemach, wo er ihn im Torfställchen einsperrte.

„Entschuldigen Sie gütigst, mein Herr," sagte Frau Deluw nun zu ihrem Besucher, „ich bin so verwirrt, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht." Und um das zu beweisen, ließ sie sich auf einen Stuhl fallen.

„Ich glaube, daß es am besten ist, wenn ich einmal in die Luft gehe", fuhr sie fort.

„Genieren Sie sich nicht, Frau Doktor!" sagte der aus den Wolken gefallene Universitätsfreund ihres Gatten. Und sie ging hinaus, das schluchzende Kind an ihrem Kleide mit sich ziehend.

Der junge Herr Deluw, mit den bleichen Wangen und den matten Blicken, blieb allein mit Herrn Bruis, und sah ihn mit frechen Blicken an.

„Ich werde diese Nachbarnquäler schon kriegen," sagte Dr. Deluw, wieder eintretend, da er es für nötig hielt, dem Fremden das Verbrechen zu nennen, dessen sein Sohn sich schuldig gemacht hatte, damit dieser ihn nicht für einen ungerechten und hartherzigen Vater halten sollte.

„Darf ich bitten? . . . . . "

„Bäuchlein!" rief der gutmütige Dicke, mit einem freundlichen Lächeln auf seinen roten Wangen.

„Nun, das Wort Bäuchlein, deminutiv von Bauch, ist ein sehr bekanntes Wort, wenigstens für einen Arzt. Jedoch kam es diesem Arzte aus dem Munde eines Fremden in diesem Augenblick sehr unpassend vor. Darum machte Herr Dr. Deluw große Augen.

„Bäuchlein!" wiederholte Herr Dr. Bruis.

Herr Dr. Deluw glaubte einen Wahnsinnigen vor sich zu haben, und da er gerade sehr bös gewesen war, stand er im Begriffe, es nochmals zu werden, da es nun doch in einem Atem herging, und er es wirklich sonst sehr selten und nur mit großer Mühe wurde.

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Ei, haben Sie denn nicht mit Bäuchlein gegessen?"

Herr Dr. Deluw erinnerte sich keines anderen Essens als mit dem Munde. Er zuckte die Achseln.

„Er ist sicher in dieser Zeit noch viel gesetzter geworden, schwarzer Daniel!" sagte der dicke Mann, vom Stuhle aufstehend auf dem er Platz genommen hatte.

„Bruis!" rief plötzlich Dr. Deluw aus. „Das ist auch wahr, ich hieß schwarzer Daniel, und Du hießest Bäuchlein, ich hätte Dich nicht wiedererkannt, Mann! Was hast Du Dich verändert; zusammen gegessen, gewiß, gewiß, in der „lustigen Sauceschüssel;" aber den Ton früherer Vertraulichkeit aufgebend, „was darf ich Ihnen anbieten, Herr Bruis?"

Der Ausdruck „Herr Bruis" sollte ohne Zweifel ein Mittelding sein zwischen kurzweg „Bruis" wie früher und Herr Dr. Bruis", was er für Fremde war.

„Wo ist meine Frau, wissen Sie das nicht?" fragte der Arzt.

Sie ist ein wenig unwohl," sagte Bruis, „und darum ist sie einmal in die Luft gegangen."

„Wilhelm, suche Mama einmal!" sagte Dr. Deluw.

Wilhelm stand nachlässig auf, reckte sich aus, stellte sich an die Tür des Gartenhauses und schrie so laut er konnte: „Mama!"

Darauf setzte Wilhelm sich wieder, und sah über sein Buch hin.

„Ich will heraus;“ schrie der Junge in dem Torfställchen und trat auf die Tür.

„Ja, was soll ich Ihnen sagen,“ sagte Dr. Deluw, „diese Knaben stellen deine Geduld auf eine harte Probe, — Sie haben keine Kinder, meine ich.“

„Kein einziges“, sagte der dicke Mann, der inzwischen vor Durst fast verschmachtete; „zu meinem Bedauern,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu, obschon der Auftritt, den er vor Augen gehabt hatte, dieses Bedauern nicht gerade erhöht hatte.

Mama trat ein.

„Das ist Herr Bruis, Liebste!“ sagte der Arzt, „von dem ich Dir so oft gesprochen habe.“

Aber Frau Doktors Gesicht drückte aus, daß sie sich seiner nicht erinnerte. Frau Deluw war eine sehr zimperliche Dame.

„Darf ich Ihnen eine Tasse Thee anbieten,“ sprach sie, und an ein Schränkchen gehend, das vor Trockenheit nie gut schloß, holte sie eine bunte Tasse und ein Tellerchen heraus.

Herr Bruis hätte alles für ein Glas Bier oder ein Glas Wein und Wasser gegeben. Aber es war ihm auferlegt, so müde und erhitzt er war, in einem glühendheißen Gartenhause Thee zu trinken. Auch bringt das System der Frauen, sich stets zu behelfen, nicht mit sich, daß man in einem Garten alles bekommen kann; und auch ist es eigentümlich, daß in einem solchen Garten gewöhnlich nichts anderes ist als Thee.

Herr Bruis setzte daher seine heißen Lippen an eine noch heißere Tasse Thee.

„Darf ich Sie noch um etwas Milch bitten?“

Dr. Deluw merkte wohl, daß sein Universitätsfreund lieber etwas Kaltes gehabt hätte, und machte tausend Entschuldigungen über den schlechten Empfang in einem Gartenhause, wohin er nur von Zeit zu Zeit ginge, um den Kindern eine Freude zu machen. „Schade, daß hier kein Keller ist“, fügte er hinzu.

„Aber da ist ein Torfställchen!“ schrie der freche Junge aus allen Kräften von der Stelle selbst, die er nannte.

„Dieser Taugenichts,“ sagte die Mutter mit einem schwachen Lächeln.

„Hat Herr Bruis noch mehr Bekannte zu —?“ fragte Frau Deluw Herrn Bruis, die Stadt nennend, die ich noch nicht genannt habe.

„Entschuldigen Sie, Frau Doktor,“ sagte Herr Bruis, „ich kenne hier niemanden als Ihren Herrn Gemahl, — obschon unsere Bekanntschaft etwas verjährt ist,“ fügte er seufzend hinzu.

„Das geht so,“ sagte Frau Doktor, „noch eine Tasse Thee?“

„Danke, danke.“

Frau Deluw stand auf, verbeugte sich und erklärte, daß Herr Bruis sie wohl einen Augenblick entschuldigen würde,“ worauf sie sich entfernte. Das fünfjährige Kind weinte nicht mehr, aber hing doch noch immer an ihrem Kleide und ging mit.

Als seine Frau weg war, bekam das Freundesherz Dr. Deluw's wieder die Oberhand. Gern hätte er sich mit seinem alten Kameraden noch einmal in alte Dinge vertieft, in die Vergnügungen Leyden's, der alten Universitätsstadt, in Erinnerungen an die „lustige Sauceschüssel“, und was nicht alles. Er fand es jedoch besser, dazu seinen heimtückischen Dreizehnjährigen zu entfernen.

„Ich kann nicht begreifen, Wilhelm, daß Du nicht etwas angeln gehst.“

„Angeln?“ sagte der Junge, die Zunge herausstreckend, „das ist auch was Schönes.“

„Oder etwas schaukeln mit Deiner Schwester!“

„O jemine, schaukeln.“

„Der junge Herr scheint gerne zu lesen,“ sagte Herr Bruis.

„Ja mitunter, wenn es gar nicht angebracht ist,“ antwortete Dr. Deluw.

Der heimtückische Wilhelm wurde böse, lauerte nach Herrn Bruis, schlug sein Buch mit aller Macht zu, stieß es über den Tisch, daß es das leere Theetäßchen des Gastes in Gefahr brachte, stieß seinen Stuhl um, eine Handlungsweise, die eine Spezialität der jüngeren Deluw's zu sein schien, murmelte etwas zwischen seinen häßlichen Zähnen, hinter seinen dicken Lippen, und verschwand, die Türe heftig zuwerfend.

„Ach, diese Launen!“ sagte der glückliche Gatte und Vater.

Indessen war nun die Bahn frei für die Erneuerung der Freundschaft. Die Herren zündeten sich eine Cigarre an und begannen über Leyden zu sprechen; und es wäre gerade recht gemütlich geworden, als auf einmal Johanna, die die ganze Zeit mit dem Gartenarbeiter Unfug getrieben hatte, rot wie eine Erdbeere hereinstürzte, um zu sagen, daß da ein Diener von Frau van Alphen wäre, ob der Doktor gefälligst sofort kommen wolle, da die gnädige Frau sehr krank wäre.“

„Sage, ich käme sofort,“ sagte der Arzt zu dem Dienstmädchen und darauf zu seinem Freunde: „Ich denke nicht, daß es viel zu bedeuten haben wird. Es ist miserabel in unserem Fache, daß einen die Leute um jede Kleinigkeit holen lassen.“

Diese Phrase ist eine Doktorsphrase, die ich oft gehört habe, ohne zu begreifen, warum ein Arzt Grund hat, um es den Leuten übel zu nehmen, daß sie ihn nicht ausschließlich bei den schwersten Fällen kommen lassen. Müßte es nicht vielmehr der Patient sein, der sich beklagte, daß sein Arzt ihm für alle Kleinigkeiten einen Besuch verschrieb?

Wie dies auch sein mag, Dr. Deluw schickte sich an, Frau van Alphen wegen der Kleinigkeit zu besuchen.

„Es wird wohl anderthalb Stunden dauern, ehe ich wieder zurück bin,“ sagte er, auf seine Uhr sehend; „finde ich Sie dann noch hier?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Bruis, der die feste Absicht hatte, diese Nacht in der ungenannten Stadt bei seinem Freunde zu logieren; „ich wollte sehen, daß ich heute Abend noch weiter käme.“

„Ach was,“ meinte der Doktor, „ich hole Sie hier ab, und Sie speisen mit uns in der Stadt.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Bruis, der gerne gesehen hätte, daß Frau Doktor Deluw bei dieser Einladung zugegen gewesen wäre.

„Nun denn“, sagte der Arzt, „wir wollen sehen, ich werde Sie jetzt zu meiner Frau bringen.“

III.

Wie vortrefflich sie war.

Frau Dr. Deluw war gerade in der Nähe damit beschäftigt, Johanna den Text zu lesen wegen des Lärms, den sie machte; „sie wüßte auch nicht,“ sagte sie mit einem Blick auf den Gartenarbeiter, „warum immer etwas im Garten getan werden müßte, wenn die Familie darin wäre.“

Deluw vertraute seinen Freund seiner Frau an, und wollte gehen.

„Noch ein Wörtchen!“ sagte Frau Deluw.

„Was, Liebste?“ fragte der Doktor.

„Sollte daran nichts zu tun sein?“

„Woran?“

„An diesen Jungen.“

„Welchen Jungen? Wilhelm und . . . . “

„Ach nein! An den Jungen dort im Felde . . . . “

„Was wolltest Du denn haben, daß daran getan würde?“

„Daß es ihnen verboten würde," sagte Frau Doktor.

„Aber, Liebste, dazu haben wir doch nicht das Recht," meinte der Arzt.

„Nun, ich finde es denn doch sehr unpassend, und besonders für Minchen, die da immer unter der Cypresse sitzt; solltest Du nicht . . . ."

Der Doktor hörte nicht, sondern war schon weg.

Diese Unterredung der Gatten betraf fünf kleine Knaben von acht bis neun Jahren, die sich in einer Entfernung bei Feldsicht in den Wiesen befanden, und es an diesem brennend heißen Nachmittag viel frischer fanden im Wasser als in ihren Kleidern.

„Ihre älteste Tochter," sagte Bruis, als er mit Frau Deluw allein war, „scheint sehr die Einsamkeit zu lieben."

„O ja, mein Herr! Ich erlebe sehr viel Freude an diesem Mädchen. Sie ist immer mit einem Buche beschäftigt; ich versichere Ihnen, daß sie ihr Französisch noch besser versteht, als ich; sie liest englisch und auch hochdeutsch."

„So, so!" sagte Herr Bruis, „das ist ja schön. Ja, hier in Holland sind so herrliche Gelegenheiten für dies alles."

Frau Deluw meinte, daß diese Bemerkung die Verdienste ihres Kindes verkleinerte.

„Es kommt viel darauf an," antwortete sie, „wie man diese Gelegenheit benutzt; und meine Tochter studiert viel, ja, studiert eigentlich immer. Ihre größte Freude ist studieren; und sie hält sich auch nicht mit den Dingen auf, woran ein Mädchen von ihren Jahren gewöhnlich Freude hat."

Herr Bruis liebte diese Sorte von Mädchen nicht.

„Wie alt ist Ihre Tochter?" fragte er.

„Sechzehn Jahre," erwiderte Frau Deluw, indem sie ihren Kopf mit mütterlicher Majestät aufrichtete.

„Ipsa flos," murmelte Herr Bruis.

Kardinal Rafael Merry del Val,
der neue päpstliche Staatssekretär.

„Und wie ich sage," fuhr Frau Deluw fort, „englisch, französisch und hochdeutsch. Ich glaube, daß sie nun wieder mit einem englischen Buche ausgegangen ist. Haben Sie sie nicht gesehen?"

„Ich habe eine Dame gesehen, die unter einem Baume saß und las," sagte Herr Bruis, der sonst nicht gewohnt war, ein Mädchen von sechzehn Jahren eine Dame zu nennen; aber er dachte: englisch, französisch und deutsch, und immer lesen.".

„Ach, das ist ihr Lieblingsplätzchen," sagte Frau Deluw, „wir wollen sie einmal aufsuchen. Es ist da kühl und wir können etwas ausruhen."

Sie nahten dem Lieblingsplätzchen; die Tochter stand auf, und verbeugte sich nochmals vor Herrn Bruis. Frau Deluw setzte sich neben ihre Tochter; Herr Bruis fand einen Stuhl.

„Wir wollten Dir etwas Gesellschaft leisten, Mina. Was liest Du da wieder Kind? Sicher wieder englisch?"

„Ach nein, Mama! Es ist nur so ein Buch; ich wußte im Augenblick nicht, was ich mitnehmen sollte, ich sah dies gerade da liegen. Ist Johann wieder brav?"

Es war etwas sehr Unruhiges und Verwirrtes in dem Gesichte Minchens. Es war, um die Wahrheit zu sagen, kein ganz hübsches Mädchen, auch sehr bleich, mit etwas sehr häßlichem in den Augen, die immer zur Seite sahen; dabei hatte sie nervöse Züge im Gesicht, die Herrn Bruis nicht gefallen wollten.

Frau Deluw bestand nicht darauf, das Buch zu sehen; so viel Herr Bruis aber sehen konnte, hatte es eine sehr starke Aehnlichkeit mit einem gewissen Werkchen, das den Titel „Liebesgeschichten Napoleons" trägt, aus dem ohne Zweifel für ein Mädchen von sechzehn Jahren viel Erbauliches zu lesen ist.

Einie Augenblicke saßen die drei Personen da zusammen, während Frau Deluw allein das Wort an ihre Tochter richtete, um Worte aus ihr herauszubekommen, die ihre große Vortrefflichkeit beweisen sollten; und dann schüttelte sie wieder einmal den Kopf über die kleinen Taugenichtse in der Wiese.

„O," sagte Mina, und ihre Finger zuckten nervös über ihrem Buche, das sie fast in Fetzen zerzupfte, „o, es ist schrecklich, daß es hier so unfrei ist."

In diesem Augenblicke wurde ihr Name mit halbunterdrückter Stimme gerufen.

„Du wirst gerufen, Kind!" sagte Frau Deluw.

„Nein, Mama," sagte Mina, und riß den Einband fast von dem Buche los.

Herr Bruis schlug mit seinem Rohrstock Butterblumen und Maßliebchen ab

„Mina!" rief die Stimme in demselben Tone; „warum kommst Du nun nicht? Der Alte ist nach der Stadt; und Johanna sagt, daß die liebe Mama im Gartenhause sitzt mit einem fremden Kauz."

Die liebe Mama sah die liebe Tochter an. Der fremde Kauz tat, als ob er es nicht merkte, und ganz nahe an das Wasser herantretend, schien er seine ganze Aufmerksamkeit einem vorbeifahrenden Schiffchen zu widmen, dem er gerne „Volk mit" zugerufen hätte, wenn er nur seinen Ueberrock und sein Täschchen gehabt hätte.

Frau Deluw's Augen sprühten Funken; aber sie wollte in Gegenwart des Fremden keine Szene machen.

„Höre einmal," fuhr die Stimme fort, „keine Launen! Ich weiß ganz gut, daß Du da sitzest, aber ich bin zu bang dahin zu kommen, hier steht Dein Stuhl noch vom letztenmal und hier kann mich niemand sehen." Die Stimme schwieg einen Augenblick. „Aber was kann mir auch daran liegen, wenn der Alte nur aus ist!"

Puff, da sprang jemand von dem Zaun von Nr. 32 herab, die Bäume rauschten; und auf dem Lieblingsplätzchen der Vortrefflichen erschien ein aufgeschossener Knabe, in den Jahren, wo man in der Sekunda sitzt, mit einer blauen Mütze auf dem Kopfe, mit einem sehr dummen, nichtsnutzigen und frechen Gesichte.

„Das ist etwas anderes!" sagte der aufgeschossene Bursche, sobald er Mama Deluw und Herrn Bruis bemerkte.

„Junger Herr!" sagte Frau Doktor, zitternd vor Wut.

„Ist Wilhelm nicht hier?" fragte der aufgeschossene Bursche ganz unverwüstlich.

„Nein, junger Herr!" antwortete Frau Deluw, „und wenn er auch hier wäre, so dürfte Wilhelm doch nicht mit einem Menschen umgehen, der meine Tochter anzureden wagt in einer Art und Weise, . . . die . . . die so ist, wie Sie getan haben."

Das ist etwas anderes," sagte der aufgeschossene Knabe, „aber ich kann doch nichts dafür, daß Ihre Tochter mir nachläuft. Ihr Stuhl steht am Zaun, nicht wahr, Mina?"

„Du bist ein gemeiner Junge", sagte Mina, auf ihre Lippen beißend: „ich habe Dich nie gekannt, ich will Dich nicht kennen."

„Das ist etwas anderes," sagte er schon wieder; denn dieses Wort war wahrscheinlich in jenen Tagen auf dem Gymnasium unter den gebildeten Uebersetzern von Livius und Virgil an der Tagesordnung, — und sich umwendend: „Gruß an den Doktor!"

Er schickte sich an, pfeifend den Schauplatz zu verlassen.

In diesem Augenblick kam Wilhelm, der mit solchen Knaben nicht umgehen durfte, an.

„Ha," sagte der aufgeschossene Knabe, „da ist ja das liebe Jüngelchen, das dreimal in der Woche sitzen bleibt. Das ist etwas anderes! Wilhelmchen, wie schmecken die frischen Eierchen aus dem Hühnerstalle des Milchbauers?"

Und Wilhelmchen an der Hand ziehend, lachte der aufgeschossene Knabe recht herzlich.

„Es wird meine Zeit werden, gnädige Frau!" sagte Herr Bruis, sich stellend, als ob er nichts gehört hätte und aus tiefen Gedanken erwachte.

„Grüßen Sie Ihren Mann herzlich, aber es wird etwas spät. Ich danke Ihnen für die freundliche Aufnahme! Ihr Diener, Fräulein Deluw; guten Tag, junge Herren."

Und ehe Frau Dr. Deluw, die natürlich ganz schrecklich verwirrt war, etwas sagen konnte, hatte Herr Bruis das Lieblingsplätzchen schon verlassen.

Er beeilte sich durch die schmalen Pfade seinen Weg zu suchen.

„Bäuchlein! Bäuchlein!" klang es da mit höhnischem Lachen aus einem Apfelbaume.

Herr Bruis fühlte all' sein Blut nach dem Kopfe steigen; denn es war die Stimme des sechsjährigen Knaben, der natürlich, sobald sein Vater das Haus verlassen hatte, losgebrochen war.

Herr Bruis drehte sich nach allen Seiten um, um den Taugenichts zu finden, aber er sah ihn nicht. Er konnte es jedoch nicht unterlassen, eine Bewegung mit seinem Stocke zu machen, als ob er ihm einen tüchtigen Schlag versetzte.

Er kam an die Tür, aber unbekannt mit den Geheimnissen des Schlosses, dauerte es ziemlich lange, ehe es ihm gelang, dieselbe zu öffnen wobei ihm natürlich seine Unruhe und Aufregung im Wege stand, während der Junge im Apfelbaum mit allerlei Variationen ununterbrochen seinen akademischen Spitznamen wiederholte.

„Gott sei Dank!" sagte Herr Bruis aus dem Grunde seines Herzens, als er die Meister-Georgallee im Rücken hatte, mit dem festen Entschlusse, nach dem ersten besten Hotel in der Stadt, die ich nie nennen werde, zu eilen. Er war gerade noch nicht viel kühler geworden.

* * *

„Und nun, Dein Freund, Dr. Deluw!" fragte Frau Bruis, als ihr gutmütiger Gatte acht Tage nachher an ihrer Seite saß und von den Strapazen der Reise ausruhte, sich erquickend an einem großen Glase Rheinwein mit brausendem Selterswasser und Zucker.

„Bist Du da freundlich empfangen worden? War er nicht froh, Dich zu sehen? Hat er eine liebe Frau und hübsche Kinder?"

„Mein Freund, Dr. Deluw, liebe Frau, hat einen sehr hübschen Garten, eine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter, an denen er viel Freude erlebt, besonders an der ältesten Tochter.

Dann rührte er noch einmal in seinem großen Glase Rheinwein mit Selterswasser und Zucker, und trank es mit einem Zuge aus.

Heinrich Vollmar,
der neuernannte katholische Feldpropst der preußischen Armee.

Vom Diener zum Hofrat.

(Nachdruck verboten.)

Als die Königin Marie-Antoinette eines Nachmittags mit einer ihrer Hofdamen in einem offenen, mit vier Pferden bespannten Wagen eine Spazierfahrt machte, flog plötzlich unter munterem Summen eine Biene in den Wagen und bedrohte in einemfort die Köpfe der beiden hochfrisierten Damen. Die Königin und ihre Begleiterin versuchten vergebens mit ihren Fächern das Tierchen zu vertreiben; es wurde

nur noch wilder dadurch und schließlich versetzte er der vor Schrecken aufspringenden Hofdame einen Stich in die Wange.

Da streckte sich plötzlich der Arm eines der hinten auf dem Wagen stehenden Lakaien aus und mit schnellem Griff hatte er das Tierchen gefangen und zu Boden geworfen.

„Bravo, Campan!" rief die Königin erfreut. „Schade, daß Du das nicht eine halbe Minute eher getan hast, ehe das blutdürstige kleine Tier das Unheil angerichtet hatte. Schmerzt es sehr, Gräfin?"

„Ach ja," seufzte die Hofdame.

„Ihre Wange ist in der Tat an der Stelle, wo das Tier Sie gestochen hat, sehr rot."

„Ja, da tut es auch sehr weh".

„Wünscht Die Frau Gräfin es auch selbst zu sehn?" fragte ehrerbietig der Diener.

„Ich habe leider keinen Spiegel bei mir."

„Hier ist einer", und bei diesen Worten holte Campan einen kleinen Handspiegel aus seiner Tasche hervor und überreichte ihn diensteifrig der Gräfin.

Diese schaute hinein und murmelte: „Es ist ein häßlicher Stich. Meine Wange wird gewiß sehr anschwellen."

„Das Beste wird sein, daß wir nach dem Palais zurückfahren," meinte die Königin, „Kutscher, wenden!"

Der Kutscher wollte gerade diesem Befehle nachkommen, als Campan sprach: „Wenn die Frau Gräfin einige Tropfen Salmiakgeist auf ihr Taschentuch schüttete und damit die verwundete Stelle befeuchtete, würde der Schmerz gewiß bald schwinden."

„Campan hat Recht," sprach die Königin, „aber um das tun zu können, müßten wir gerade Salmiakgeist zur Verfügung haben, und das ist nun leider nicht der Fall."

„Ich bin damit versehen, Majestät," antwortete der Diener, „ich habe für alle vorkommenden Fälle immer eine kleine Taschenapotheke bei mir."

Er holte ein ledernes Etui zum Vorschein, das einige zierliche Fläschchen enthielt. Eines dieser Flacons reichte er der Gräfin, indem er sprach: „hier haben Sie Salmiakgeist."

„Sie sind wirklich ein ausgezeichneter und aufmerksamer Diener," rief Marie-Antoinette. „Wie ist es doch angenehm, daß Sie so vorsichtig sind, an alle diese Dinge zu denken."

Die Gräfin benetzte ihre Wange mit Salmiakgeist, wodurch der Schmerz abnahm und die Spazierfahrt fortgesetzt werden konnte.

Campan war in der Tat ein außerordentlich besorgter und aufmerksamer Mensch. Natürlich war das in erster Linie seinem ordnungsliebenden Charakter zuzuschreiben, aber auch teilweise Berechnung.

Auch bei anderen Gelegenheiten hatte er immer gerade dasjenige, was nötig war, zur Hand.

Zerriß eine Prinzessin oder eine Dame der Hofhaltung ihr Kleid an einer Dornhecke, dann wurde gerufen: „Campan!"

„Was steht zu Diensten?"

„Haben Sie vielleicht Nadeln bei sich?"

„Gewiß, gnädige Frau."

„Vielleicht auch Nadeln und Seide?"

„Das habe ich auch!"

„Und ein Scherchen?"

„Auch das."

Und Alles, was man nötig hatte, kam aus seinen Taschen zum Vorschein, zum größten Vergnügen und Zufriedenheit der Königin und ihrer Hofdamen.

Die Unergründlichkeit seiner Taschen wurde schließlich am Hofe selbst sprichwörtlich. Man interessierte sich für ihn und entdeckte bald ,daß er ein sehr gebildeter Mann war, der auch ganz gut schreiben konnte. Es dauerte gar nicht lange, bis man einsah, daß man Campan gut einen wichtigeren Posten anvertrauen konnte, und deshalb ernannte die Königin ihn zu ihrem Geheimsetretär mit dem Titel eines Hofraths.

Auch in dieser Eigenschaft gewann er aller Wohlwollen, hauptsächlich weil er so pünktlich, aufmerksam und besorgt war. Er dachte stets an Alles, vergaß oder versäumte niemals eine einzige Angelegenheit und erfüllte alle mit seiner Stellung verbundenen Pflichten mit Eifer und zur Zufriedenheit seiner hohen Gebieterin.

Seine Schwiegertochter, Johanna Luise Genest tat Dienst als Kammerzofe bei der Königin und wurde durch ihre interessanten, für die Geschichte sehr wichtigen „Gedenkschriften über das Privatleben der Königin Marie-Antoinette" später bekannt und selbst berühmt.

Die geheilten Spieler.

Von J. O.

Nachdruck verboten.

Still und bequem lag eines Tages der Kommandant von Varis auf dem Sopha, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Er hatte gut gegessen und wollte nun eine Zeit lang ungestört der Ruhe pflegen. Seine Stirn runzelte sich denn auch, als sein Kammerdiener leise ins Zimmer eintrat.

„Was ist los?" brummte der greise Soldat.

„Verzeihung, Exzellenz, Frau von Grandpré ist im Sprechzimmer."

„Was! Meine Schwester! Um diese Zeit? Ersuche sie, hierhin zu kommen."

Der Kammerdiener verschwand, um eine sehr vornehm aussehende Dame von ungefähr fünfzig Jahren einzulassen.

Der Kommandant sprang auf und begrüßte sie sehr herzlich.

Nachdem beide auf dem Sopha Platz genommen hatten, sagte Frau von Grandpré:

„Entschuldige, daß ich Dich zu so ungelegener Zeit störe, aber Karl zwingt mich dazu. Ich habe nur diesen einzigen Sohn, aber er macht mir Sorge für zehn."

Der Kommandant zog die dicken, schneeweißen Augenbrauen zusammen und brummte:

„Hat er wieder gespielt? Gewiß wieder verloren?"

„Fünftausend Franken," schluchzte die betrübte Mutter, „in der vorigen Nacht. Vor einer Stunde hat er es mir bekannt. Er ist der Verzweiflung nahe."

„Und ich muß sicher wieder bezahlen? Ich, der General, für den Leutnant?"

„Ich kann es nicht. Du weißt, wie wenig mein verstorbener Gatte seiner Witwe hinterlassen hat."

„Gut, um deinetwillen will ich noch einmal bezahlen. Aber ich schwöre Dir, daß es das letzte Mal ist. Ich werde heute noch meinen alten Freund, den Kriegsminister, ersuchen, strenge Maßregeln gegen das Glücksspiel in den Offizierkasinos zu ergreifen."

Sobald seine Schwester ihn mit dem verlangten Betrage verlassen hatte, telephonierte der Kommandant dem Kriegsminister und erhielt die Zusage, daß sein Wunsch erfüllt werden sollte.

Das Spiel im Offizierskasino wurde in der Tat verboten, aber nun wurde in den Restaurants gespielt.

Einige Wochen nach dem letzten Verluste von fünftausend Franken, die der Kommandant für seinen Neffen bezahlt hatte, befand dieser sich in einem Restaurant, wo er mit sechs Kameraden spielte. Um zwölf Uhr nachts, nach einem guten Abendmahl, begann das Spiel in einem abgelegenen Zimmer, nachdem der Kellner weggeschickt und die Tür geschlossen worden war. Leutnant von Grandpré hielt die Bank. Trotz

der geringen Einsätze betrug sein Gewinn nach zwei Stunden ungefähr dreitausend Franken. Es schlug gerade zwei Uhr, als an der Tür geklopft wurde, genau in derselben Weise, wie mit den Freunden und dem Wirte verabredet worden war. Der älteste Offizier fragte, wer da wäre, und als Antwort erklang das verabredete Losungswort.

Arglos öffnete der jüngste Leutnant die Tür und zu aller Erstaunen trat ein ganz fremder Herr ein mit kühnem, selbstbewußten Gesichtszügen. Nach einer tadellosen, höflichen Verbeugung sagte er ganz ruhig:

„Die Herren dürfen es mir nicht übel nehmen, daß ich sie störe, aber ich muß meine Pflicht tun, — die Vorschriften sind so strenge, ich bin der Polizeikommissar Blauvire."

Die Offiziere hatten anfangs den Eindringer hinauswerfen wollen, aber der soeben gehörte Name lähmte sie plötzlich und machte ihre Absicht unmöglich, denn sie wußten, daß der Träger dieses Namens der Schrecken aller Spielhöllen war.

Nach einer kurzen Pause fuhr der Kommissar fort:

„Ich bitte die Herren um Entschuldigung, aber ich muß meine Pflicht tun."

Bei diesen Worten gab er einem Schutzmann, der an der Tür stehen geblieben war, einen Wink; dieser nahm nun sämtliches Geld und die Karten vom Tische weg. Darauf schrieb der Kommissar die Namen der Spieler auf.

Kommissar und Polizist entfernten sich nun schnell und ließen die auf frischer Tat Ertappten in einer nichts weniger als lustigen Stimmung zurück. Der Geldverlust war ihnen weniger empfindlich als die Gewißheit, daß der Zorn ihrer Vorgesetzten sie schwer treffen würde.

In sehr gedrückter Stimmung gingen die Herren nach Hause, wo keiner von ihnen den gewohnten erquickenden Schlaf finden konnte.

Am folgenden Morgen taten sie alle in fortwährender Angst Dienst; sie erwarteten jeden Augenblick, daß der Kommandant mit unheilkündendem Gesichte auf dem Exerzierplatz erscheinen würde, um sie vielleicht sofort in Arrest zu schicken.

Zu ihrem größten Erstaunen geschah dies jedoch weder am ersten, noch am zweiten, noch an einem der folgenden acht Tage. Die Ertappten konnten sich das nicht erklären, denn es wich so ganz und gar von der gewöhnlichen Regel ab. Als aber volle vierzehn Tage verflossen waren, ohne daß etwas besonderes geschah, gerieten sie vollständig in Verwirrung. Sie sandten Leutnant von Grandpré zu seinem Onkel, dem Kommandanten, um diesem, einmal auf den Zahn zu fühlen, denn die Unsicherheit wurde unerträglich.

Der Kommandant empfing seinen Neffen sehr freundlich und erwähnte die Spielgeschichte mit keinem einzigen Worte. Es war nun kein Zweifel mehr möglich; Onkel wußte von der Sache nichts, deshalb mußte die Angelegenheit nicht angezeigt worden sein, denn sonst würde der aufrichtige Kommandant ihm schon längst den Text gelesen haben. Nach einer halben Stunde verließ der Leutnant seinen Onkel, um seine Kameraden aufzusuchen, die ungeduldig an einer abgesprochenen Stelle auf ihn warteten.

Als der Leutnant in's Zimmer eintrat, riefen sechs kräftige Stimmen wie auf Kommando:

„Nun, was hat er gesagt?"

„Nichts; garnichts. Er weiß von nichts."

Diese Antwort verursachte anfangs Stille. Dann aber brach der Strom der Beredsamkeit los. Der Fall wurde von allen Seiten betrachtet und zum Schlusse sprang der älteste Offizier auf und rief:

„Ich habe es: wir sind zum Narren gehalten worden, wir sind für viertausend Franken bestohlen. Der Kerl war nicht der echte Blauvire, sondern ein frecher, schlauer Spitzbube."

Die Wirkung dieser Worte war gewaltig: sie machten den Herren Freude und ärgerten sie zugleich. Niemand von ihnen kannte den gefürchteten Polizeikommissar von Ansehen. Alle waren darin einig, daß sie bestohlen worden waren, und von Grandpré meinte:

„Wie kann doch jemand auf einen so frechen und gewagten Gedanken kommen?"

„Ach, warum nicht," rief ein anderer aufgeregt aus. „Alle Zeitungen haben es ja ausposaunt, daß das ganze französische Offizierkorps vom Spielteufel besessen wäre und daß die strengste Maßregeln genommen worden wären, um diesen Spielteufel auszutreiben. Dies und noch mehr wußte der freche Dieb. Uebrigens kann die Sache ja schnell und leicht aufgeklärt werden."

„Wie denn?"

„Nun, ganz einfach. Einer von uns muß den echten Blauvire in seiner Höhle aufsuchen. Das Los soll entschieden. Gut?"

„Ja, ja", riefen alle.

Das Los traf Leutnant von Grandpré.

Der älteste Offizier nickte zufrieden und sagte:

„Ich gehe mit Dir, Karl, Natürlich gehen wir in Civil."

Es gelang den beiden Offizieren, den Polizeikommissar noch an demselben Tage anzutreffen und zu sprechen.

Schon beim ersten Blick den sie auf den Kommissar warfen, sahen sie klar und deutlich, daß sie die Opfer eines Betrügers geworden waren.

Nachdem die beiden Offiziere nach einer kurzen Unterredung mit dem Kommissar dessen Ehrenwort erhalten hatten, daß er das, was sie ihm mitzuteilen hätten, nicht verraten würde, erzählten sie ihm die volle Wahrheit und ersuchten ihn, heimlich eine Untersuchung nach dem Spitzbuben vorzunehmen.

Blauvire begann energisch eine Untersuchung, doch vergebens.

Die Offiziere waren aber lange Zeit infolge der erlittenen Angst von ihrer Spielwut geheilt, und der Kommandant von Paris brauchte nie mehr für seinen leichtsinnigen Neffen Spielschulden zu bezahlen.

Erwartung.

Die Völker harrten lange schon!
Wann wird der Heiland kommen,
Der große König, Davids Sohn,
Die Sehnsucht aller Frommen?

O wann durchbricht der Morgenstern
Die Finsternis hienieden?
Wann kommt und bringt der Tag des Herrn
Uns Freude, Licht und Frieden? —

Nur fest gehofft, nur treu geharrt,
Ihr sollt das Licht noch sehen!
Was euch von Gott verheißen ward,
Muß in Erfüllung gehen.

Es leuchtet schon der Frührotschein
Weit über Land und Meere,
Und Engel-Jauchzen schallt darein:
Gott in der Höh' sei Ehre!

Zur Unterhaltung.

— **Reval, die Hauptstadt von Esthland.** (Bild S. 401.) Esthland, die nördlichste der drei Schwesterprovinzen, grenzt im Süden an Livland, im Norden an den finnischen Meerbusen, im Osten an das Gouvernement Petersburg und an die Ostsee. Steht Esthland auch den beiden anderen baltischen Provinzen an Größe und Fruchtbarkeit nach, so hat es doch nach anderer Richtung hin auch wieder Vorzüge. So anmutige Strandgegenden, so pittoreske Felspartien am Meere, so malerische Ruinen, so schöne und günstig gelegene Hafenplätze dürften nicht wiederzufinden sein, so weit die Ostsee Rußlands Küste bespült. Der Handelsschiffer freilich dürfte an den Hafenplätzen Esthlands manches auszusetzen haben, denn sie sind nicht so gepflegt und bieten nicht so sichere Einfahrt, wie manche Häfen Kurlands.

— **Monsignore Rafael Merry del Val, der neuernannte päpstliche Staatssekretär.** (Bild S. 404.) Als Nachfolger des Kardinals Marino Rampolla del Findaro wurde, wie unseren geschätzten Lesern bekannt sein dürfte, vom hl. Vater vor nicht allzulanger Zeit der verhältnismäßig noch junge Titular-Erzbischof von Mytilana, Monsignore Merry del Val bei seiner Erhebung zur Kardinalswürde im November-Konsistorium berufen. Der neue päpstliche Staatssekretär ist der Sohn des langjährigen spanischen Botschafters bei der Kurie. Schon frühzeitig hat er die geistliche Laufbahn eingeschlagen. Seine gediegene Frömmigkeit und sein vielseitiges, umfassendes Wissen empfahlen ihn im Vatikan, wo er frühzeitig mit diplomatischen Missionen bei verschiedenen Höfen betraut wurde. Vor seiner Ernennung zum Kardinal-Staatssekretär war der junge spanische Prälat Direktor der Accademia dei Nobili Ecclesiastici.

— **Heinrich Vollmar, der neuernannte katholische Feldpropst der preußischen Armee** (Bild S. 405), der Sohn eines Kaufmannes, ist am 1. Mai 1839 zu Paderborn geboren. Nach Vollendung der Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt, widmete er sich daselbst den philosophischen und theologischen Studien an der bischöflichen Lehranstalt. 1864 wurde er zum Priester geweiht und nachdem er als Vikar in Gütersloh gewirkt hatte, kam er als Militärseelsorger 1868 nach Trier, wo er bis zum Jahre 1876 verblieb. Von hier aus begleitete er die deutschen Truppen in den deutsch-französischen Krieg. Im Jahre 1894 berief ihn der heimgegangene Feldpropst Dr. Assmann nach Berlin, um ihn nach einigen Jahren zu seinem Generalvikar zu machen.

Für die Hausfrau.

— **Theestangen.** Ein viertel Kilo Butter wird mit Sahne gerührt und mit einem halben Kilo Weizenmehl und $^3/_4$ Liter saurer Sahne zu einem festen Teige verarbeitet, den man ziemlich dick ausrollt und in lange, schmale Streifen schneidet. Die obere Fläche der letzteren wird mit gequirltem Eigelb bestrichen und mit einer Mischung von Zucker, Zimmt und gehackten Mandeln bestreut. Das Backblech ist mit Mehl auszustreuen.

— **Baseler Leckerli.** $^1/_2$ Kilo Honig und $^1/_2$ Kilo Zucker wird zusammen gekocht, abgekühlt, $^1/_2$ Kilo Mandeln, $^1/_2$ Kilo Mehl, die Mandeln ungeschält gewiegt, die Schale einer Zitrone, 60 Gr. Zitronat, $^1/_2$ Muskatnuß gerieben, etwas Nelken und $^1/_2$ Weinglas Rum oder Arak. Man läßt diesen Teig zugedeckt einige Zeit, stehen, mindestens über Nacht, rollt ihn dann zwei Messerrücken dick aus und schneidet kleine Lebkuchen, Leckerli, daraus, streut grobkörnigen Kristallzucker drüber und läßt sie in heißem Ofen backen.

— **Makronen.** Eine Masse von 3 Eiweiß (Schnee), 375 Gr. Zucker, 250 Gr. süße und 15 Gr. bittere Mandeln wird $^3/_4$ Stunde gerührt. Die Mandeln geschält und mit einem Eiweiß fein gestoßen. Von dieser Masse werden Häufchen auf Zuckerpapier gesetzt und bei schwacher Hitze hellgelb gebacken. Das Papier wird auf der unteren Seite naß gemacht und so abgelöst. Man kann sie nach Belieben auch auf Oblaten backen.

— **Weiße Lebkuchen.** $^1/_2$ Kilo. fein gestoßener Zucker wird mit 6 ganze Eier 1 Stunde gerührt. Hierauf werden 375 Gr. recht im Ofen getrocknete und fein viereckig geschnittene Mandeln, 125 Gr. Citronat, 125 Gr. Pommeranzenschale, fein geschnitten, die fein geschnittene Schale einer Citrone, ein guter Eßlöffel voll Zimmt, einige feingestoßene Nelken, 250 Gr. feines getrocknetes Mehl dazu genommen und die Masse leicht durcheinander gearbeitet. Man schneidet nun viereckige Stücke Oblaten und backt sie langsam im Ofen gelb. Man schneidet sie mit einem guten Messer schön egal.

Rätselecke.

Weihnachts-Rösselsprung.

	schein	ken	dies	je	hel	vom	
leich	uns	in	ler	klin	hohe	de	ist
und	gloc	auf	die	hütte	das	ein	him
he	ten	lei	gen	glück	mel	die	gen
ses	ein	nacht	ge	gels	bringts	ge	kommt
	wei	en	hin	bracht	heil	schwin	

Tauschrätsel.

Alster, Hammel, Reime, Diene. Wind, Rose, Huld.

Aus jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden, wie z. B. aus Ader die Wörter Oder, Adel. Die neu eingesetzten Buchstaben bezeichnen im Zusammenhang einen im Winter vielbesuchten Ort.

Kreuzrätsel.

			a	a	a			
			a	b	b			
			c	c	d			
b	b	b	b	b	e	e	e	e
e	e	g	g	h	h	i	i	i
i	k	k	l	l	n	n	n	n
			n	n	r			
			r	t	t			
			u	u	u			

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten und die senkrechten Reihen drei weibliche Vornamen ergeben.

Rebus.

Auflösungen in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Füllrätsel: Wurm, Gans, Ochs, Zeit Otto, Geld, Wunschzettel.
Scherzrätsel: Wachtel.
Rebus: Winterlandschaft.

Verantwortlich für die Redaktion Anton Stehle.
Druck und Verlag des Düsseldorfer Volksblatt, G. m. b. H., beide in Düsseldorf.